

# Die eigenen Wege der Fachhochschulen

## Dynamik und Erfolg des neuen Hochschultyps, aber kein eindeutiges gemeinsames Profil

Die Fachhochschulen haben das Bildungssystem relativ rasch verändert. Eine Analyse zeigt eine Vielfalt, die von ursprünglichen Vorstellungen abweicht. Eine gesamtschweizerische Steuerung stösst wegen der spezifischen Einbettung an Grenzen.

Karl Weber, Patricia Tremel

«Gleichwertig, aber andersartig», gemäss diesem Credo erfolgte zu Beginn der 1990er Jahre in einem unschweizerisch raschen Tempo der Aufbau der Fachhochschulen. Die unbestrittene Grundidee war hierbei, die Berufsbildung aufzuwerten und das Bildungsangebot der Hochschulen zu erweitern. Mit den Fachhochschulen sollte qualifizierten Berufsleuten mit einer Berufsmaturität der «Königsweg» zu einem praxisorientierten Studium auf Hochschulniveau ermöglicht werden. Nach den Vorstellungen des Gesetzgebers sollen sich die beiden Hochschultypen zwar auf institutioneller Augenhöhe begegnen, aber ihre Profile sollen sich in Lehre und Forschung klar voneinander abgrenzen.

### Andersartig und vielfältig

Knapp fünfzehn Jahre später präsentieren sich die Fachhochschulen in einem vielfältigen Licht. Das Spektrum der Ausbildungsbereiche nahm zu, die Zahl der Studierenden stieg stetig, und die Absolventen und Absolventinnen der Studiengänge integrierten sich bisher gut in den Arbeitsmarkt.

Eine auf Daten gestützte Betrachtung der Profile der Fachhochschulen lässt jedoch die Heterogenität der Studierenden und des wissenschaftlichen Personals sichtbar werden. 60 Prozent der Studienanfänger kommen mit anderen Zulassungsausweisen als der Berufsmaturität an die Fachhochschule. Der Anteil Studierender mit gymnasialer Maturität ist bemerkenswert hoch, namentlich in den sozialen und künstlerischen Studiengängen (Grafik 1). Der erwünschte «Königsweg» an die Fachhochschule ist somit nur bedingt Realität geworden. Der Blick auf das wissenschaftliche Personal zeigt, dass sein fachliches Wissen nicht standardisiert ist und zwischen den verschiedenen Fachhochschulen variiert. Es unterscheidet sich dadurch klar von demjenigen des wissenschaftlichen Personals der Universitäten (Grafik 2).

Die Andersartigkeit von Lehre und Forschung an Fachhochschulen im Vergleich zu den Universitäten ist offensichtlich. Das Selbstverständnis der Dozierenden und ihre Praxis im Unterricht zeigen, dass sich die Fachhochschulen als Ausbildungsstätten verstehen. Die Forschung ist im Vergleich zu derjenigen der Universitäten insgesamt wenig ausgebaut, stellt aber einen wachsenden Bereich dar. Forschung und Lehre sind zudem personell und organisatorisch meist entkoppelt. Tendenziell gilt: Wer forscht, lehrt nicht, und umgekehrt. Doch: Warum haben sich die

## Fachhochschulen so entwickelt?

### Offen für die jeweilige Umwelt

Fachhochschulen können als offene Systeme beschrieben werden, die Impulse ihrer Umwelt aufnehmen und bearbeiten. Sie sind institutionell dreifach verankert: im Bildungssystem, in der berufsbezogenen Arbeitswelt sowie neu im Wissenschaftssystem. Fachhochschulen verstehen sich in erster Linie als Bildungsstätten, die den Arbeitsmarkt mit beruflich spezialisierten und diplomierten Fachkräften versorgen. Entsprechend sind sie organisiert. Ihre Bezüge zu den jeweiligen sprachregionalen und kantonalen Kontexten sind ausgeprägt und vielfältig. Ein komplexes institutionelles Gefüge aus Wirtschaft, Berufsverbänden, Politik und Wissenschaft bestimmt ihre Entwicklung.

Universitäten lassen sich demgegenüber als relativ geschlossene Systeme beschreiben. Mit der Lehre sind sie stark mit dem Bildungssystem verbunden, und mit der Forschung verankern sie sich im internationalen Wissenschaftssystem. Ihre Organisation und Funktionsweise wird durch die wissenschaftlichen Disziplinen und deren Weiterentwicklung sowie durch die Tradition der Selbstverwaltung bestimmt. Diese beiden Prinzipien erleichtern die Steuerung der Universitäten nach vergleichsweise einheitlichen, wissenschaftlichen und allgemeingültigen Regeln. Ihre relative Autonomie gegenüber den politischen Akteuren führt dazu, dass sich die lokalen und kantonalen Bindungen insgesamt schwach ausprägen. Fachhochschulen sind in eine komplexere Steuerungsstruktur eingebunden und damit stärker von externen Kräften abhängig als die Universitäten.

### Drei Sektoren

Die starke Einbindung in die verschiedenen Kontexte führt zu einer Vielfalt der Fachhochschulen. Es zeichnen sich drei Sektoren ab. In einem ersten Sektor ist die Bindung zwischen der traditionellen Berufsbildung in den Bereichen Technik und Informationstechnologien oder Bauwesen und den Fachhochschulen sehr eng. So sind denn auch die Anteile der Studierenden mit Berufsmaturität hoch. Auch auf universitärer Ebene bestehen entsprechende Angebote.

Ein zweiter Sektor wurde während des Fachhochschulaufbaus verzögert von der Logik der beruflichen Neupositionierung erfasst und verfügt bis heute nur über einen schwachen Unterbau in der Berufsbildung. Gemeint sind Bereiche wie soziale Arbeit, Gesundheit oder angewandte Psychologie. Viele Studierende in diesem Sektor verfügen über andere Zulassungsausweise als die Berufsmaturität. Nur vereinzelt, namentlich in der Psychologie, existieren universitäre Angebote. Ein dritter Sektor umfasst neue Ausbildungsangebote, die auch künftig kaum eine Basis in der Berufsbildung finden werden. Zu nennen sind Musik, Theater und andere Künste sowie Design. Auch hier ist der Zulauf von Studierenden mit gymnasialer Maturität gross. In diesen Ausbildungsbereichen verfügen die Fachhochschulen zudem über ein Monopol, da auf universitärer Ebene kein entsprechendes

Angebot existiert.

### Gewinner der Differenzierung

Verschiedene Faktoren haben Prozesse ausgelöst, welche die dynamische Entwicklung der Fachhochschulen vorangetrieben haben. Erstens hat das Fachhochschulprojekt viele Gruppen und Akteure zu Gewinnern gemacht. Dank der Einführung des praxisorientierten Hochschultyps können die Absolventen und Absolventinnen der Fachhochschulen ihre Stellung im Beschäftigungssystem verbessern. Von diesem kollektiven Aufstieg profitierten verschiedene Berufsgruppen. Den früheren höheren Fachschulen und ihrem Personal gelang eine ähnliche Neupositionierung. Und schliesslich wurden «über Nacht» aus Nichthochschulkantonen Hochschulträger.

Zweitens ziehen Fachhochschulen aus der starken Stellung der Berufsbildung und ihrer grossen Akzeptanz in allen politischen Kreisen einen Nutzen. Die Vorstellung, dass Ausbildung immer eine spezialisierte, berufliche Form haben muss und für ganz bestimmte Aufgaben befähigen soll, ist in unserem Lande tief verwurzelt. Mit dem starken Engagement von nebenamtlichen Dozierenden aus den Berufsfeldern soll offenbar die «best practice» vermittelt und erfolgreiche Berufspraxis damit aufgewertet werden.

Drittens sind die Fachhochschulen nicht zuletzt aufgrund der beschriebenen Steuerungsstruktur in ihrem Ausbildungsprogramm stark aussengesteuert und damit offen für Interessen spezieller Berufsgruppen und anderer Kreise. Dadurch wird eine innere Kohärenz der Programme erschwert.

Nach mehr als einem Jahrzehnt Fachhochschulgesetz ist die Zeit gekommen, zurückzublicken und sich klar zu werden, welche offenen Fragen sich abzeichnen. Auf drei Punkte sei an dieser Stelle hingewiesen.

### Unklare Abgrenzung

Erstens sind die Fachhochschulen vielfältiger, als der Gesetzgeber erwartete. Besonders fehlt eine eindeutige Abgrenzung der Profile der beiden Hochschultypen, die im gleichen Feld tätig sind. Eine Klärung ist umso wichtiger, als dadurch die Meinungsbildungs- und Kommunikationsprozesse verbessert sowie Fragen der Positionierung gelöst werden könnten.

Zweitens müsste daher diskutiert werden, wie die Grenzen zwischen den beiden Hochschultypen gezogen und entsprechende Festlegungen hochschulpolitisch auch durchgesetzt werden können. Anzustreben wäre, dass sich Universitäten und Fachhochschulen in ihren Lehr- und Forschungspraktiken eindeutig voneinander unterscheiden.

Wenig spricht dafür, dass eine solche Klärung durch Wettbewerb herbeigeführt werden kann. Angesichts der unterschiedlichen Steuerungsmechanismen von Fachhochschulen und Universitäten muss jedoch auch bezweifelt werden, dass das gegenwärtig vor dem

Parlament liegende neue Hochschulförderungs- und -koordinationsgesetz dieses Problem lösen wird.

Was können wir uns leisten?

Drittens ist einem kleinen Land die Frage unvermeidlich, ob der ausdifferenzierten binären Hochschulstruktur mit ihrer kleinräumigen Organisation längerfristig die öffentlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden können, um die internationalen Positionen der Schweiz in Hochschulbildung und Forschung zu halten.

Auch im hochschulpolitischen Feld gilt also: Unbeabsichtigte Folgen der Reform bestimmen die Agenda von morgen.

**Karl Weber** ist emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Zentrums für universitäre Weiterbildung der Universität Bern. **Patricia Tremel** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an demselben Zentrum. Der Beitrag stützt sich auf ein von der Gebert-Rüf-Stiftung gefördertes Projekt zur Fachhochschulentwicklung. Die Studie ist ab Februar auf den folgenden Homepages aufgeschaltet: [www.zuw.unibe.ch](http://www.zuw.unibe.ch) und [www.interface-politikstudien.ch](http://www.interface-politikstudien.ch).